

Robyn Young  
Der Hof der Wölfe



ROBYN YOUNG

# DER HOF DER WÖLFE

HISTORISCHER ROMAN

Aus dem Englischen  
von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel  
»Court of Wolves« bei Hodder & Stoughton, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Robyn Young

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019

by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Werner Bauer

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

(Oksana Alekseeva; Benjamin Abram; Groundback Atelier;

pavila; ollen) und Johannes Wiebel

JB · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

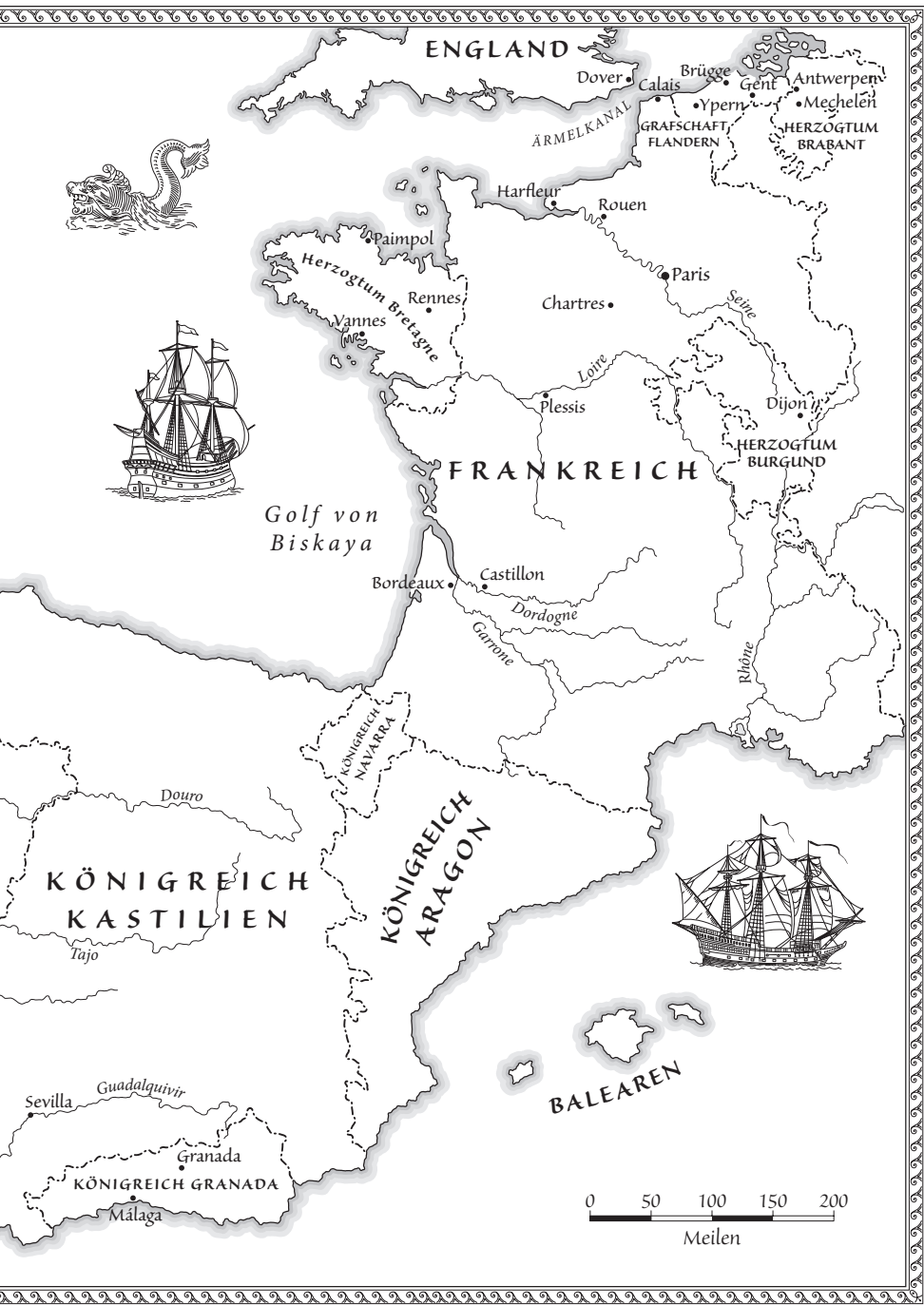
ISBN: 978-3-7341-0446-6

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)





# Europa im 15. Jahrhundert





# 1

BEI TAGESANBRUCH ERHOB SICH der Gefangene von seinem Lager. Im Dämmerlicht goss er Wasser in ein juwelenbesetztes Becken, wusch sich das Gesicht und strich sein dunkles Haar zurück. Ein paar Tropfen rannen an seiner Brust herunter, wo verblasste Narben Geschichten von Gewalt erzählten. Die auffälligste begann in der Nähe seiner linken Schulter und wand sich in einer knotigen Linie bis zur Handfläche, wo sie alle anderen Linien durchschnitt, die sich dort entlangzogen: die des Herzens, die des Lebens und die des Schicksals. So hatte er es gelernt.

Nachdem er sein Gewand angelegt hatte, dessen Seidenstoff sich kühl auf seiner Haut anfühlte, stimmte er sein Gebet an. Der monotone Singsang hallte durch die geräumige Kammer, schwoll an und ebte ab wie ein Lied. Trotz der weichen Matte schmerzten seine Knie jedes Mal, wenn er sich auf dem Boden nach vorne warf. Wie immer bat er Gott um die Kraft, diesen Tag durchzustehen, und darum, seine Familie zu segnen, wo immer sie sich auch befinden mochte.

Sobald er geendet hatte, trat er zum Fenster, umfasste die Eisenstäbe und blickte über den Spalt von Land hinweg, zu dem seine Welt zusammengeschrumpft war. Im Osten drangen die ersten Sonnenstrahlen wie Bänder aus Licht durch eine Wolkenbank und vergoldeten die Wipfel der Bäume, die sich vom Fuß des Turms zu einem Tal hinunterzogen, bevor sie auf der anderen Seite zu bewaldeten Hügeln anstiegen. Es war Spätsommer, aber in der Luft lag schon ein Hauch von Schärfe, ein

Geruch, der eine Veränderung ankündigte. Bald würden sich diese Bäume langsam von Grün zu Bronze verfärben. Dann würden sie ihre Blätter verlieren, und endlich würde er den Fluss im Tal ausmachen können. In gewisser Hinsicht sehnte er sich danach, das Wasser zu sehen; wünschte sich verzweifelt etwas Neues in seinem Blickfeld. Andererseits fürchtete er sich davor. Der Anblick von allem, was sich draußen vor seinen Augen auf dem Weg von einem Ort zum anderen bewegte – ob nun Wasser, Wolken oder Vögel –, schmerzte ihn.

Als das Licht sich weiter ausbreitete und auf sein Gesicht fiel, schloss der Gefangene die Augen und versuchte, seinen Gedanken freien Lauf zu lassen, damit sie ihn wie auf Flügeln nach Hause trugen. Aber der blasse Sonnenschein und der Duft des feuchten Waldes ketteten ihn hier fest. Nach drei Jahren in der Fremde fiel es ihm sogar schwer, die Gesichter seiner Familie in allen Einzelheiten heraufzubeschwören, sie glichen alten Gemälden, deren Farben verblasst waren. Eines jedoch stand ihm klar und deutlich vor Augen. Er vermutete, dass dies auch noch so bleiben würde, wenn alles andere seinem Gedächtnis entschwunden war: der harte, kantige Kiefer, die Adlernase, die stählernen Augen, klar und gnadenlos. Das Gesicht seines Bruders. Die Hände des Gefangenen schlossen sich fester um die Gitterstäbe, aber nur einen Moment lang. Selbst die tiefe Quelle seiner Wut war aufgrund von Zeit und Stille nahezu versandet.

Er drehte sich um und ging zu dem Tisch, wo ihn ein Stapel von Büchern erwartete, jedes davon eine Welt, in die er dem Tag entfliehen konnte. Es gab religiöse Texte und große Romane, Werke über Recht und Philosophie, Poesie und Krieg. Seine Gefängniswärter, die seinen Hunger danach kannten, brachten ihm jeden Tag neue Lektüre. Er fragte sich, wo sie sie herbekamen. Aus einer Bibliothek in der Burg des Großmeisters vielleicht?

Einige waren alt, die Einbände morsch, das brüchige Papier knisterte unter seinen Fingerspitzen; ein paar, deren dünne

äußere Holzbrettchen mit Samt bezogen waren, wirkten hingegen neu und unberührt. Einige wenige waren in seiner Sprache verfasst, weitaus mehr auf Französisch, Latein, Griechisch und Englisch. Die Sprachen, die er nicht beherrschte, eignete er sich mit Hilfe eines älteren Priesters des Ordens an. Oft schritt er beim Lesen durch die Kammer, versuchte seine Gliedmaßen muskulös und geschmeidig zu erhalten. Eines Tages würde er, so Gott wollte, seine Kräfte wieder brauchen. Eines Tages würde er vielleicht zurückkehren, um sich all das zurückzuholen, was ihm genommen worden war.

Er machte es sich in einem gepolsterten Stuhl bequem, schlug ein Buch auf und strich die Seiten glatt. Bald würden die Diener kommen, ihm seine Mahlzeit bringen, den Topf unter seinem Bett leeren und die Kissen aufklopfen. Er war gerne schon tief in den Text versunken, bevor sie den Raum betraten. Als er die zweite Seite zur Hälfte gelesen hatte, hörte er den Schrei.

Der selten ertönende menschliche Laut durchdrang die Stille und riss ihn in die Wirklichkeit zurück. Er stand auf und lauschte angestrengt, hörte aber nur aufgeregtes Vogelgezwitscher. Einen Moment lang kehrte wieder Ruhe ein, dann erschollen barsche Rufe, gefolgt von dem vertrauten Klirren, mit dem Stahl auf Stahl traf, und Flügelflattern, als Schwärme von Vögeln voller Angst von den Bäumen außerhalb des Turms aufflogen. Der Gefangene ließ das Buch fallen und stürzte zum Fenster.

Von seinem Aussichtspunkt aus konnte er außer den Baumkronen nichts erkennen, doch weiteres Waffengeklirr und qualvolle Schreie verrieten ihm, dass der Kampf ganz in der Nähe tobte. Sein Herz hämmerte, das Blut rauschte durch seine Adern und schärfte seine Sinne. Während all dieser eintönigen Jahre war die drohende Gefahr eine Bestie gewesen, die ihn nie verlassen hatte, die, zum Zuschlagen bereit, stets unter der Oberfläche lauerte. Er wusste, dass sein Bruder ihn endgültig aus dem Weg räumen würde, wenn ihm das möglich war. Ein gut

entlohnter gedungener Mörder mit einer verborgenen Klinge, ein mit Gift versetztes Getränk, das ein unbekannter Diener ihm reichte, ein von einem Dach aus abgeschossener Pfeil. Mit all dem hatte er ständig gerechnet.

Er packte einen silbernen Kerzenleuchter und erprobte ihn, indem er ihn durch die Luft schwang. Der Leuchter war schwer, aber kurz. Er brauchte etwas, womit er sich besser verteidigen konnte. Dumpfe Schläge ließen die Turmmauern erzittern, woraus er schloss, dass die Tür aufgebrochen wurde. Er warf den Kerzenhalter weg und griff nach einem Stuhl. Massives Eichenholz, Schild und Waffe zugleich. Ein splitterndes Krachen ertönte, Rufe und weitere Schreie, von denen einige abrupt abbrachen. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, wie die Angreifer, wer immer sie waren, durch die Wachräume in den unteren Stockwerken streiften. Er kannte jeden Winkel dieses Turms, denn er hatte zugesehen, wie Männer ihn eigens für ihn erbaut hatten – hoch und mächtig: ein Gefängnis, das dazu bestimmt war, tausend Jahre zu überdauern. Jeder Stein hatte sich schwer in sein Herz gegraben, jedes Kratzen der Sägen auf Holz ein Lied der Verzweiflung gesungen.

Schwere, zielgerichtete Schritte näherten sich. Er schob sich hinter die Tür, als Stimmen im Treppenhaus widerhallten. Zuerst dachte er, sie würden sich des Lateinischen bedienen, aber als die Männer näher kamen, stellte er fest, dass er die Sprache nicht kannte. Dennoch kam sie ihm vertraut vor, als wären die Worte verschiedene Noten, die auf demselben Instrument gespielt wurden. Allerdings gaben sie ihm keinen Hinweis auf die Absichten der Eindringlinge, daher umklammerte er den Stuhl fester. Sein Herz pochte immer heftiger. Schlüssel rasselten, Riegel wurden zurückgeschoben, dann flog die Tür auf.

Im selben Moment, in dem er eine Gestalt hereinkommen sah – einen Blick auf braunes Haar und einen blauen Umhang erhaschte –, griff er an. Der Stuhl traf den Mann mit solcher Wucht an der Schulter, dass eines der Beine abbrach. Der Mann

wurde nach hinten geschleudert und ließ dabei das Schwert in seiner Hand fallen. Bei dem Sturz schlug er mit dem Kopf gegen die harte Bettkante und sackte auf dem Boden zusammen. Mit einem gellenden Schrei holte der Gefangene erneut mit seiner provisorischen Waffe aus, doch jetzt strömten weitere Männer in die Kammer. Zu viele, um sich gegen sie zur Wehr zu setzen.

Einer duckte sich unter seinem Hieb hinweg, warf sich dann gegen ihn, fasste ihn um die Taille und warf ihn zu Boden. Ein anderer eilte rasch herbei, um ihm den Stuhl zu entwenden. Er hörte scharfe, gebieterische Worte, die von einem Mann kamen, der ein Breitschwert mit blutverschmierter Klinge schwang. Der Gefangene wurde auf die Füße gezerrt und zur Tür gestoßen. Er sah einen jungen Mann neben dem kauern, den er mit dem Stuhl niedergestreckt hatte und der jetzt regungslos, in seinen blauen Umhang verheddert, auf dem Boden lag. Der junge Mann schüttelte den Kopf in Richtung seines älteren Kameraden, woraufhin sich dessen Kiefermuskeln anspannten. Dann beschrieb er eine Geste mit seinem Schwert und bedeutete allen, den Raum zu verlassen.

Die Füße des Gefangenen glitten auf den schmalen Stufen aus, als er halb durch den Turm gestoßen, halb gezerrt wurde. Er war an so viel Bewegung nicht mehr gewöhnt. In den Wachräumen unten lagen umgestürzte Möbelstücke zwischen den Leichen von vier Männern verstreut. Leuchtend rote Blutspritzer besudelten die weiß getünchten Wände. Zwischen den drei toten Wächtern in ihren bunten Tuniken lag eine Gestalt in einem schwarzen Überwurf nebst Mantel, der sich wie Vogelschwingen um ihn bauschte. Seine Kleidungsstücke waren mit einem gegabelten weißen Kreuz bestickt – dem Symbol des Johanniterordens.

Der Gefangene wurde nach draußen geschleift, wo das taufeuchte Gras seine seidenen Pantoffeln durchnässte. Hier warteten noch mehr Männer, einige hatten Schwerter gezückt,

andere hatten dickläufige Feuerwaffen und hielten glimmende Luntten in den Händen. Etliche waren verwundet und mussten sich auf ihre Kameraden stützen. Mit angespannten Gesichtern winkten die Männer die beiden, die den Gefangenen gepackt hielten, zu einem kleinen Tor in der Burgmauer hinüber. Eine Glocke begann zu läuten. Der Gefangene wand sich im Griff seiner Häscher und sah weitere Ritter aus der Burg kommen. Alle waren in schwarze Überwürfe gekleidet; die weißen Kreuze auf ihrer Brust leuchteten so hell wie Sterne im Morgenlicht.

Er wurde durch das Tor und in den dahinter liegenden Wald geführt, wo sich Dornen in seinen Gewändern verfangen und Zweige ihm das Gesicht zerkratzten. Einige der Männer ließen sich zurückfallen, um eine Verteidigungslinie zu bilden. Als seine Bewacher ihn zu einer Lichtung schafften, brach hinter ihnen das ohrenbetäubende Krachen von Geschützen los. Die Dutzende von Pferden, die hier standen, begannen wegen des Getöses zu stampfen und zu schnauben und mussten von weiteren Männern beruhigt werden. Der Gefangene wandte sich erst in seiner eigenen Sprache, dann auf Lateinisch an seine Häscher und erkundigte sich, wo sie sich befanden und wo sie ihn hinbrachten, doch sie ignorierten ihn und hoben ihn anstelle einer Antwort vor einem der ihren in den Sattel.

An den Sattelknauf gefesselt, konnte er nichts anderes tun, als sich festzuhalten, weil der Mann hinter ihm sein Pferd antrieb und zwischen den Bäumen, die sich zu einem schmalen Pfad hin öffneten, hindurchjagte. Als das Glockengeläute und der Kampfplärm allmählich hinter ihnen verklangen, spürte der Gefangene, wie sein Herz ob des plötzlichen Rausches der Geschwindigkeit leichter wurde. Einen Moment lang vergaß er seine Angst und rang angesichts des Windes, der Sonne auf seinem Gesicht, der süß nach Gras duftenden Luft und des juwelenblau schimmernden Flusses im Tal nach Atem.

Mit einem Mal erstreckte sich seine Welt groß und weitläufig vor ihm.

## 2

DER TAG NEIGTE SICH BEREITS dem Ende zu, als die fünf Männer sich der Stadt näherten und nah an dem Galgen von Montfaucon vorbeimarschierten, der zweistöckig auf seinem kahlen Hügel über der Straße aufragte. Die Leichen, die wie gedörrte Früchte an den Balken hingen, beschrieben in dem rauen Novemberwind träge Halbkreise, die Knochen wurden von Kleiderfetzen und Fleischresten, so braun und trocken wie gegerbtes Leder, notdürftig zusammengehalten. Die wechselnden Luftströme trugen den schalen Geruch von Verwesung zu ihnen herüber.

Jack WynTERS Blick wurde von der Hinrichtungsstätte magnetisch angezogen, seine Augen wanderten über die Stricke, die das Leben aus jedem dort baumelnden Mann herausgepresst hatten. Er stellte sich vor, wie einige Zuschauer in der Menge verstummten und andere johlten und grölten, als die zum Tode Verurteilten gezwungen wurden, das Schafott zu besteigen. Das Kratzen des Hanfs auf der Haut, der sich fester zuziehende Strick, der Knoten, der sich gegen das linke Ohr presste, ein letzter verzweifelter Atemzug. Er fragte sich, wie viele Hinrichtungen hier im Lauf der Jahre stattgefunden hatten, gierig verfolgt von zahlreichen Schaulustigen, die das Gras unter ihren Füßen festgestampft hatten. Wie viele Männer hatte man hier aufgeknüpft? Diebe. Verräter. Fälschlich Beschuldigte. Sie blieben dort hängen – als Warnung und Versprechen zugleich –, bis ihre Knochen sich zersetzten und ihre Seelen ihre Wanderung antraten. Vor seinem geistigen Auge entstand das Bild seines

Vaters, der sich in einer Burg weit oben im Norden an einem Seil drehte.

»Jack.«

Ihm wurde bewusst, dass er seine Schritte verlangsamt hatte; die anderen gingen jetzt ein Stück vor ihm.

Ned Draper nickte zu den Stadtmauern hinüber, die sich hinter schlammigen Feldern erhoben. Der hünenhafte Mann hob die Stimme, um den Wind zu übertönen, der ihm seinen Haarschopf ins Gesicht wehte. »Bald werden die Glocken zur Sperrstunde läuten.«

Jack gesellte sich zu seinen Gefährten und öffnete die Faust, an der sich der Goldring mit dem eingravierten Caduceus – zwei um einen geflügelten Stab gewundene Schlangen, eines der letzten greifbaren Stücke, die sein Vater ihm hinterlassen hatte – tief in seinen Finger gebohrt hatte. Ihm fiel auf, dass Valentin Holt die dunklen Augen unverwandt auf den Galgen geheftet hielt. Als er seinen Blick auffing, spie der Bulle von einem Mann in den Staub, bevor er weiterstapfte und dabei seine in Sackleinwand gewickelte Arkebuse höher auf seine Schulter wuchtete. Sein Packen mit den Kugeln und dem Schießpulver schwang gegen seinen Rücken. Jack fragte sich, ob er gleichfalls an Sir Thomas Vaughan gedacht oder ob sich die Gedanken des Kanoniers um seinen eigenen Hals gedreht hatten, der höchstwahrscheinlich auch in die Länge gezogen worden wäre, wenn sie die englische Heimat nicht verlassen hätten.

Auf Neds Pfiff hin löste sich Titan von einem Haufen Pferdeäpfel, an dem er geschnuppert hatte, und lief zu seinem Herrn. Sein weißer Bauch und seine Beine waren schmutzverklebt. Der kleine Hund hielt mit den Männern mit, als diese ihre Schritte beschleunigten und auf die Stadtmauern von Paris zusteuerten.

Sie erreichten die Tore gerade noch rechtzeitig; die Wächter schickten sich schon an, die schweren Balken vorzulegen, als die Glocken läuteten. Jack spürte, wie die Augen der Männer auf ihnen ruhten, als sie das Tor passierten. Fünf Männer in von

der Reise abgenutzten Kleidern, die nur Packen bei sich trugen, mit Kampfnarben übersät waren und unter Kapuzen und Umhängen eine Sammlung von Waffen verbargen. Er erstarrte, wartete auf die Rufe, die hinter ihnen ertönten, auf die Fragen. Wer waren sie? Wo kamen sie her? Was wollten sie hier? Aber der schneidende Wind brachte Regenschwaden mit sich, und die Glocke lockte die Wächter jetzt, wo ihre Schicht beendet war, mit dem Versprechen eines warmen Feuers und Schutz vor dem Wetter ins Innere.

Während sie durch die schlammigen Straßen liefen, setzte sich Jack an die Spitze der Gruppe und heftete den Blick auf die Orientierungspunkte Notre-Dame und den Palast in der Ferne, die in den Lücken zwischen den Fachwerkhäusern zu sehen waren. Die beiden steinernen Ungetüme standen sich über die Ile de la Cité hinweg gegenüber, ihre Türme ragten wie bleiche Hörner in die Höhe. Der Regen war stärker geworden und durchweichte seinen Umhang. Dem Gewebe entstiegen die Gerüche ihrer Reise: säuerliches Meer, kalte Erde, Rauch von feuchten, freudlosen Feuern. Vor ihnen verschwanden zwei Männer in einem Wirtshaus, aus dessen offener Tür warmer Feuerschein und Gelächter drangen, bevor sie sich wieder hinter ihnen schloss.

Adam Foxley, dem Strähnen seines ergrauenden Haares an den windgeröteten Wangen klebten, nickte zu dem Gasthaus hinüber. »Sieht genauso gut aus wie jedes andere, das wir heute Abend noch finden können, nicht?«

»Einverstanden.« David fasste seinen Bruder an der Schulter und ging auf das Gebäude zu.

»Nein.«

Auf Jacks Ruf hin drehten sich die Foxleys um. Zwei scharfe blaue Augenpaare wurden schmal.

Adam, der um einige Jahre ältere der Brüder, kräftiger gebaut als David, aber mit demselben eingebrannten Buchstaben auf der Stirn – einem verblassten F für Felon, Verbrecher –,

deutete auf das Wirtshaus. »Wir wollen ein Bett für die Nacht. Warum quartieren wir uns nicht hier ein, bevor wir bis auf die Haut nass sind?«

»Ich möchte ihn vorher sehen.«

Ned, dem Regenwasser von der Nase tropfte, mischte sich ein. Der zu seinen Füßen sitzende Titan zitterte, sein Fell klebte ihm am Körper. »Komm schon, Jack, lass uns hineingehen. Was für einen Unterschied macht eine Nacht schon aus? Wir gehen morgen gleich beim ersten Tageslicht zu ihm.«

Jack hatte seine Ungeduld die ganzen letzten Wochen lang bezähmt, während der Verzögerung in Dover, wo sie darauf gewartet hatten, dass die im Kanal tobenden Stürme abebbten, bevor sie mit einem Balingier übersetzten, einem mittelgroßen Schiff, das Wolle zu der englischen Enklave Calais brachte. Er hatte sie gezügelt, während sie Richtung Süden nach Paris reisten und in den Ruinen von Kirchen und Gehöften übernachteten – vielleicht alte Opfer des langen Krieges –, um die wenigen Münzen zu sparen, die ihnen noch geblieben waren. Aber jetzt war er hier, seinem Ziel so nah, und konnte sie nicht länger unterdrücken. »Ihr bleibt. Ich komme nach, sobald ich alles geregelt habe.«

»Nein.« Valentin hatte die Schultern zu seinem massigen Hals hochgezogen und drückte seinen Packen mit Schießpulver an die Brust, um ihn vor dem Regen zu schützen, aber sein breitflächiges grobes, mit Pulversprengseln übersätes Gesicht wirkte entschlossen. »Wir waren uns einig – wir bleiben zusammen.«

Über die Unterstützung erstaunt, blickte Jack zu ihm hinüber und sah sofort, dass in den Augen des Kanoniers keinerlei Sympathie zu lesen stand, sondern purer Eigennutz.

Ja, sie hatten abgemacht, sich nicht zu trennen. Die Ereignisse des letzten Jahres hatten sie auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet. Er kannte diese Männer, seit er ein Junge war. Ned, Valentin, die Foxleys – sie hatten unter dem Befehl seines Vaters während der Kriege der Häuser York und Lancaster

gedient, waren mit Sir Thomas Vaughan in den Kampf gezogen und ihm in jede blutige Schlacht gefolgt. Sie waren es, an die sich Jack vor zwei Jahren Hilfe suchend gewandt hatte, als er aus Sevilla, wohin Vaughan ihn mit der Karte und der Anweisung, sie mit seinem Leben zu beschützen, geschickt hatte, zurückgekehrt war – nach Hause, nur um festzustellen, dass Richard, Duke of Gloucester, seinen Vater wegen Verrats hatte hinrichten lassen und seine Mutter ermordet worden war. Sie waren es, an die er sich gewandt hatte, als ihm außer Fragen und Kummer nichts geblieben war, und sie waren gekommen, hatten auf der Suche nach Antworten ihr Leben riskiert.

Sie waren an seiner Seite gewesen, als er in den Tower eingedrungen war, um Prinz Edward, den Neffen des Duke of Gloucester, zu befreien; den Jungen, der von Vaughan, seinem Kammerherrn, großgezogen worden war. Den Jungen, der König hätte werden sollen. Mit ihrer Hilfe hatte er Edward aus London fortgeschafft, nicht zuletzt in der Hoffnung, von dem jungen Prinzen die Geheimnisse seines Vaters zu erfahren: was die von dem britischen Handelsschiff *TRINITY* gestohlene Karte zeigte und wer die Männer waren, die danach suchten – diejenigen, die auf der Jagd danach seine Mutter umgebracht hatten. Sie hatten ihn begleitet, als er gebrochen und verzweifelt zurückgekehrt war, nachdem Edward seiner Obhut entrissen und dem neuen König Henry Tudor ausgeliefert worden war, der keinen Prinzen von königlichem Geblüt in Freiheit dulden wollte, weil dieser vielleicht einmal seine Herrschaft bedrohte.

Ihre Taten hatten sie zu Gesetzlosen gemacht, auf ihre Köpfe waren Preise ausgesetzt, was es ihnen unmöglich machte, sich in England irgendeine Art von Leben aufzubauen, und Tudor – ihr Erzfeind – saß auf dem Thron. Dadurch, dass sie Jack geholfen hatten, hatten sie ihre Heimat verloren. Ihnen allen war nur geblieben, was sie bei sich trugen, und Valentin gedachte nicht, zuzulassen, dass er sich alleine auf die Suche nach einer möglichen Zukunft begab, von der sie alle profitieren konnten.

Das war Jack ihnen schuldig.

»Wir suchen den Priester gemeinsam auf«, schloss der Kanonier – und warf dabei den Foxleys einen Blick zu.

»Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, gibt es auf der anderen Seite des Flusses Dutzende von Gasthäusern«, bemerkte Ned beiläufig, um die angespannte Stimmung zu lockern. Er zog seine Kapuze höher und bedeutete Titan mit einem Zungenschmalzen, ihm zu folgen. »Wir werden heute Abend mit Doktoren und Philosophen trinken.«

Die Seine war angestiegen, das dunkle Wasser schoss zwischen den Bögen von Le Pont Notre-Dame hindurch, Treibgut aus herabgefallenen Ästen, Laub und Unrat wirbelte um die Piere. Auf der Brücke herrschte ein heillooses Gedränge, Passanten eilten zwischen den Reihen von Läden und Häusern umher, die sich über die gesamte Länge hinzogen. Regen strömte aus den überhängenden Dachtraufen, und die letzten Händler schlugen ihre Türen zu. Sowie sie sich auf der Insel befanden, schlängelten sie sich durch das Gewirr von Häusern und Schänken zwischen Notre-Dame und dem Palais de la Cité, dessen Mauern Spuren des langen Krieges des Königreichs mit England aufwiesen, der zweiunddreißig Jahre zuvor bei Castillon in einem Hagel von Kugeln und Schießpulver mit der Niederlage der Engländer zu Ende gegangen war.

Als sie ihren Weg in Richtung Le Petit Pont fortsetzten, flammten glanzlosen Funken gleichende Erinnerungen in Jack auf. Erst vor wenigen Monaten hatte er sich durch diese Straßen geschleppt, in der Hitze des Sommers, vor der großen Schlacht bei Redemore Plain, in deren Verlauf König Richard, der Mann, der seinen Vater an den Galgen gebracht hatte, von den Klingen seiner eigenen Landsleute niedergestreckt worden war. Bevor Tudor die Krone von England an sich gerissen hatte. Die Erinnerungen waren verschwommen, fast wie Träume. Damals hatte er vor Fieber geglüht, war vor Rachegeilüsten und den in seinen verbrannten Händen tobenden Schmerzen halb von Sinnen gewesen.